

VON WERNER BARTENS

Eng, Bum, Bäng. Ein Orchester aus Maschinenpistolen und Schnellfeuerwaffen. Kurze Pause, dann zündet zielgenau der Sprengsatz. Ulrich, der Zweimetermann aus Deutschland, weiß, was er tut. Er ist auf Scharfschützenabwehr und Sprengungen spezialisiert, kennt die Neurosen der Amerikaner und fast jedes Dritte-Welt-Sumpfloch. Genau der richtige Mann für Dave Collins, zumal Ulrichs persönliche Philosophie lautet: „Nur wenige Probleme lassen sich nicht mit dem gekanntesten Einsatz von Sprengstoff lösen.“

Wie viele von den Bösen am Ende ihr Leben lassen müssen, ist schwer zu sagen. Sind es 200 oder 300 oder vielleicht doch eher 500 Schurken, die niedergemäht werden mit Präzisionswaffen, durch einen gezielten Stich in die Seite oder auch mit Hilfe der guten alten Nahkampftechniken? Don Winslow ist nicht zimperlich, aber darauf kommt es auch gar nicht an. Denn Dave Collins, der Held in Winslows neuestem Thriller „Vergeltung“, hat sich geschworen, es all jenen heimzuzahlen, die seine Liebsten ausgelöscht haben. Nicht nur den Tätern selbst hat er Rache geschworen, sondern vor allem ihren Hintermännern, die im Machtvakuum der al-Qaida nach Bin Ladens Tod durch besonders scheußliche Anschläge auf einen Karrieresprung im Terrornetzwerk hoffen.

**Echte Kerle statt Krämerseelen: Einwände gegen den Plot werden einfach weggeballert**

Es ist der Rachefeldzug eines Einzelnen, der die feigen Mörder zur Rechenschaft ziehen will, notfalls alleine, aber dann findet er doch noch Verbündete – und was für welche. Das Flugzeug, in dem Collins' Frau und sein Sohn saßen, explodierte am Himmel und riss nicht nur alle Passagiere, sondern auch etliche andere Menschen mit in den Tod, als das brennende Geschoss beim Aufprall in einen Autobahntunnel raste. Dass es Collins, dem ehemaligen Elite-Soldaten, nicht gelungen ist, als Sicherheitsbeamter auf dem Flughafen seine Familie zu beschützen, wurmt ihn besonders. Ein Selbstmordattentäter im Eingangsbereich des Airports hatte ihn abgelenkt, wenige Minuten später verbrennt Collins' Familie in der Luft.

Der verzweifelte Held könnte wahnsinnig werden an seinem Land, für das er in Afghanistan, im Irak und weiß Gott wo die Dreckarbeit erledigt hat – und dessen Regierung nun den Anschlag vertuschen will und als Unfall darstellt. Nur ungenügend möchten sich die USA wieder in Zugzwang bringen lassen gegen islamische Terroristen; da ist es schon praktischer, einen technischen Defekt vorzutauschen als wieder den Feldzug gegen die Achse des Bösen zu intensivieren.

Also nimmt Collins die Sache selbst in die Hand und heuert ein Dutzend der weltweit besten Elitekämpfer an. Zwar sind die Jungs verdammt gut, nicht nur Ulrich, sondern beispielsweise Alessandro, ehemaliger *Sergente Maggiore* vom 1. Battaglione Incursori, oder der Palästinaer Amir, der es nicht nur aus einem Flüchtlingslager im Gazastreifen und den Verhörkellern des israelischen Geheimdienstes geschafft hat,



**Don Winslow, geboren 1953 in New York, lebt in Kalifornien. Bevor er mit dem Schreiben begann, verdiente er sein Geld unter anderem als Kinobetreiber, Saffarileiter in Afrika, Unternehmensberater und Privatdetektiv. FOTO: OPALE / STUDIO X**

sondern auch dem Märtyrertod als Selbstmordattentäter entging – aber die Übermacht ist gewaltig. Hunderte, wenn nicht Tausende Islamisten stellen sich Collins und seiner Bande in den Weg. High Noon, die sieben Samurai – es ist ein uralter Topos der Film- und Literaturgeschichte, dass der einsame Held in den aussichtslosen Kampf zieht, allein sein Ziel vor Augen und die Gerechtigkeit sowie ein paar enge Vertraute und im Infight erprobte Haudegen als Verbündete.

Winslow schafft es, diesen amerikanischen Traum wiederzubeleben und den Klischee-Näpfen nahe zu kommen, ohne hineinzutapsen. Dazu spielt er viel zu gerne mit den Erwartungen der Leser: Die internationale Kampftruppe pfeift zwar auf die



Trotz aller Sicherheitstechnik zur Personenkontrolle – nur wahre Helden können die Welt retten.

FOTO: YOUR PHOTO TODAY

## Sixpack von Suhrkamp

Ein Thriller mit der Durchschlagskraft einer Uzi: Don Winslow lässt seine Helden gegen das ganze islamistische Terrornetzwerk ankämpfen

Regierungen und Politiker dieser Welt, verachtet aber – durchaus patriotisch – die Dreckarbeit für die Sesselfurzer in Washington, obwohl Collins an dem Land, für das er mehrmals Kopf und Kragen riskiert hat, zwischendurch immer wieder irre zu werden droht.

Winslow hat noch viel mehr drauf. Er beherrscht auf augenzwinkernde Art auch dieses Jungsding, dieses Verschwört-blotig-männlich-Durchtrainierte. Die Muskelspiele und Trainingscamps der bunt zusammengewürfelten Söldnertruppe lassen einen schmunzeln, aber gleich darauf möchte man ein paar Klimmzüge am Türrahmen probieren. Bei dieser Lektüre spannen sich unwillkürlich die Sixpacks unter der Bauchdecke an. Das ist eine ganz neue Form der Suhrkamp-Kultur, und sie fühlt sich gut an. Schließlich ist Winslow viel zu intelligent, als dass er nur der Hautdrauf-Ästhetik huldigt und seine Rambos ein paar Nachwuchsschleichs abmurkschen lässt. Hier wird subtil gemordet.

Lange ist zudem unklar, ob die zwölf harten Jungs aus aller Herren Länder den Mittvierziger Collins, der schon viele Jahre keine Handgranaten mehr geworfen und keinen heiligen Krieger mit dem kleinen Finger erwürgt hat, überhaupt mittun lassen. Das sind ebenso rasante wie witzige Dialoge, und gegen das Trainingslager wirken die Übungen in Bootcamps, bei der KSK oder den Gebirgsschützen wie Wassergymnastik im Thermalbad. Wie sich die Jungs dann nach überstandenen Drill zusammenraufen und – jeder ein Profi und der Beste seines Landes – Stolz und demonstrativ Ruhe ausstrahlen, das hat schon Stil. Um Ehre, Vertrauen und Verläss-

lichkeit geht es natürlich auch noch, und das wirkt kein bisschen lächerlich.

Winslow hat überhaupt ein Faible für diese gradlinig lässigen Typen, die wissen, worauf es im Leben wirklich ankommt, das hat er schon in seinen früheren Büchern gezeigt. Boone Daniels, der surfende Privatdetektiv in den Krimis „Pacific Private“ und „Pacific Paradise“ ist so ein Prachtemplar. Ein weise gewordener Beach Boy, der auch im mittleren Lebensalter noch so viel cooler ist als all die zugewachsenen Nachwuchspaddler mit schlechter Haltung, die sich am Strand herumtreiben und auf dicke Hose machen, aber ehfrühlich den Platz räumen, wenn die Großen kommen.

Und das eigenwillige Trio Ben, Chon und Ophelia vertickt in „Zeit des Zorns“ und „Kings of Cool“ nicht nur erstklassiges Dope, sondern zeigt auch, dass man es trotz Psychologen-Eltern noch zu etwas Anständigem bringen kann und sich viele Probleme ganz leicht aus der Welt schaffen lassen: „Manchmal ist Gewalt eben doch eine Lösung“. Mit „Tage der Toten“ hat Winslow 2012 ein monumentales Meisterwerk geschaffen, nach dessen Lektüre so-



**Don Winslow: Vergeltung. Roman. Aus dem Englischen von Conny Lösch. Suhrkamp Verlag, Berlin 2014. 491 Seiten, 14,99 Euro, E-Book 12,99 Euro.**

fort klar ist, warum der mexikanische Drogenkrieg nie beendet sein wird und welche Interessen die USA daran haben, dass in Mittelamerika auch weiterhin gedealt, geschoben und gemordet wird.

In allen seinen Büchern erinnert und beschreibt Winslow ausgefallene Methoden, um aus der Welt zu scheiden – aber niemals wird er dabei zum Voyeur oder weidet sich an der Brutalität der Todesarten, selbst wenn sie von ausgesuchter Grausamkeit sind. Knapp, spannend und gekonnt schildert er Mord und Totschlag. Wie ein Gerichtsmediziner, der die besonders entstellten Körperteile bedeckt, geht er geradezu behutsam dabei vor.

Der Plot in „Vergeltung“ ist nicht besonders naheliegend, um es freundlich auszudrücken, aber daran würden sich nur Krämerseelen stören, nicht echte Kerle. Denn Winslow erzählt so schnell und witzig und packend, dass es egal ist, ob einer der glorreichen Zwölf es tatsächlich mit 300 Mutschaheddin auf einmal aufnehmen kann oder ob sogar Panzer und mit Minengürteln gesicherte Bergfestungen für Sprengstoff-Uli kein Hindernis darstellen. Man verzieht dem Autor auch seinen Waffenspleen („Die Erfahrung in Südostasien hat gezeigt, dass das M249 gerne mal blockiert, und Donovan war die Mannstoppwirkung der 7,62-mm-Munition gegenüber den nur 5,56 mm des M249 wichtig“). Denn gleichzeitig skizziert Winslow immer wieder die emotionale Obdachlosigkeit seines Helden, wenn der gerade keinen Adrenalinausbruch erlebt, beschreibt seine Sehnsucht und seine Trauer über den Verlust von Frau und Sohn, die irgendwo da oben sein müssen, wie zwei heimwehkranken Engel.

kenntnis steht, dass früher, entgegen allen Behauptungen, möglicherweise nicht alles besser war, aber in jedem Fall besser gewesen sein könnte.

So ist es oft mit den Notaten, zu denen Matthias Beckmann an Stelle der fehlenden Sonntageintragen (am Tag des Herrn hatte der Füller frei) Zeichnungen beigezeichnet hat, die die Texte illustrieren und erweitern: In ihnen vereinen sich Gedankenblitze mit Offenheit und Humor. Es wäre falsch, „Einschreiben. Aufzeichnen“ als ein bloßes spielerisches Nebenwerk des ungemein produktiven Christoph Peters abzutun. Wer es sich leisten kann, in der kleinen eleganten Form so verschwenderisch mit seinen Einfällen umzugehen, muss schon ein großartiger Schriftsteller sein.

**Christoph Peters: Einschreiben. Aufzeichnen. Mit Zeichnungen von Matthias Beckmann. Verlag Matthes & Seitz, Berlin 2013. 424 Seiten, 29,90 Euro.**

## Schmeling wieder in Berlin

Bilder im Plural: Eine Kunstgeschichte des „Hyperimage“

Picasso war sich seiner Sache sicher. Er wusste um die Tragweite dessen, was er geschaffen hatte, als er im Dezember 1912 eine aus Karton geschnittene Gitarre an seine Atelierwand pinnte. Um das rohe Objekt gruppierte er eine Reihe abstrakter Stillleben auf Papier, darunter auch einige *papiers collés*, aus denen kurz darauf die Collage hervorgehen sollte, sowie eine Ausgabe der Zeitschrift *L'illustration théâtrale*. Auf dem Cover kündigte sie eine Geschichte unter dem Titel „Le Vieil Homme“ an: Der alte Mann. Wiederholt variierte Picasso das Arrangement mit dem Musikinstrument in der Mitte und nahm jeweils die Kamera zur Hand, um es festzuhalten.

**Aby Warburg klagte über den „Bildersalat“ in den Zeitaltern – und griff zur Schere**

Schon bald sollte die besondere Gitarre eine bahnbrechende Wirkung auf die moderne Skulptur hervorrufen. Picasso begründete mit ihr eine konstruktive Form völlig eigener Geltung, ist doch das Schalloch als Röhre und der Resonanzkörper als offener Raum gestaltet. Die Skulptur beflügelte auch seine eigene Malerei, die „synthetische“ Spielart des Kubismus. Warum aber arrangierte er sie, gleich mehrfach, mit dem Magazin und den Zeichnungen? Und weshalb war ihm diese Kombination der eigenen Arbeiten so wichtig, dass er sie der Nachwelt überlieferte?

In seiner Studie „Mehr als ein Bild“ interpretiert Felix Thürlemann das denkwürdige Bildcluster an Picassos Atelierwand auf kongeniale Weise. Schon 1903 malte Picasso einen greisen Gitarrenspieler und zitiert das eigene Bild (heute im Art Institute Chicago) nun in Gestalt der Zeitschrift und des darin erscheinenden alten Mannes. Durch die Paarung der Werke lässt er die Kartongitarre metaphorisch erklingen: Der Melodie des Instruments entsprechen die Zeichnungen, die es umkreisen, womit Picasso zugleich jene Metapher in Erinnerung ruft, die sich mit dem Lautenspieler in Giorgiones „Concert champêtre“ verbindet: Giorgione hat sich, einer Interpretation Vasaris zufolge, in dem Musikanten selbst dargestellt.

Das Bildbeispiel aus dem Atelier am Boulevard Raspail dient Thürlemann als künstlerisches Argument in seinem Plädoyer „für eine Kunstgeschichte des *hyperimage*“ – für ein methodisches Vorgehen, das die Zusammenhänge von Kunstwerken stärker berücksichtigt und von vornherein in „Bildsystemen“ (Wolfgang Kemp) denkt, anstatt sich nur auf das einzelne Werk zu konzentrieren.

„Hyperimage“: Der Begriff klingt nach Postmoderne und Computerzeitalter, wo in jedem Bild ein anderes gespeichert ist und, wie beim „hypertext“, alles mit allem verlinkt wird. Doch meint Thürlemann, der Konstanzler Kunsthistoriker und Semiotiker, nicht die kontingente und rhizomatische, also heillos vor sich hinwegwundernde Vernetzung. Hypertext steht vielmehr für die „kalkulierte Zusammenstellung von ausgewählten Bildobjekten – Gemälden, Zeichnungen, Fotografien und Skulpturen – zu einer neuen, übergreifenden Einheit“. Maßgeblich für Thürlemanns „hyperimage“ ist der Umstand, dass die Bildkontexte variabler und damit flexibler für neue Zusammenhänge bleiben wie in Museums-sammlungen, Ausstellungen, Bildbänden oder auch der Power Point Präsentation: Mit jedem neuen Arrangement, so Thürlemanns plausibel vorgetragene These, werden die Objekte neu gedeutet, entstehen andere Bedeutungsregister.

Exemplarisch bespricht Thürlemann *hyperimages*, die durch Sammler, Kunsthistoriker und Künstler hergestellt werden. Am Ursprung steht die – aufs Altarbild zurückgehende – Pendanthängung, bei der Bilder um eine Mittelachse spiegelbildlich einander zugeordnet sind. Was sich in einem ein-

zigen Gemälde wie dem des „Erzherzogen Leopold Wilhelm in seiner Brüsseler Galerie“ von David Tiersers d.J. aus dem Jahr 1653 zuerst als bloßes Bildergewimmel darstellt, ist wohl geordnet nach Gattungen und Schulen.

Schon im früheren 17. Jahrhundert hatte ein Maler wie Frans Francken d.J. das Prinzip der Wunderkammer in das vielschichtig gegliederte Einzelwerk integriert. In der Grande Galerie des Louvres werden um 1800 dann die Wände nach den Maßgaben von „Ordnung, Unterricht und Gliederung“ gestaltet, um die Heroen der Kunstgeschichte, so Thürlemann, in „diagrammatische Logik“ zu inthronisieren, voran Raffael oder eben auch Guido Reni. Die einflussreiche und analytische Betrachtung der Bilder ergänzen und steigern sich wechselseitig.

Per se zielt jedes *hyperimage* auf vergleichendes Sehen ab. Wie ergiebig es sich methodisch instrumentalisieren lässt, demonstriert Thürlemann anhand der kunst- und kulturhistorischen Ansätze von Heinrich Wölfflin, Aby Warburg und André Malraux. In seinen suggestiven Bildpaaren stellte Wölfflin (1864–1945) den Barock als Reaktion auf die Renaissance dar. So kontrastreich er die Epochen in den von ihm gewählten Bildern voneinander abgrenzt habe, in so „subtiler Spracharbeit“ habe Wölfflin andererseits die stilistische Entwicklung hervorgehoben: Dieses „dialektische Zusammenspiel“ begründet bis heute die Faszination des Klassikers „Kunstgeschichtliche Grundbegriffe“ von 1915.



**Felix Thürlemann: Mehr als ein Bild. Für eine Kunstgeschichte des hyperimage, Wilhelm Fink Verlag, München 2013. 224 Seiten, 34,90 Euro.**

Anschaulich schildert Felix Thürlemann die Gereiztheit des späten Warburg (1866–1929) über den „Bildersalat“, der den Zeitgenossen neuerdings in den Zeitaltern zugemutet werde. Der Urheber des großen Atlanten über die Pathosformeln seit der Antike sah hier „barbarische Stillosigkeit am Werk, auf die er am Ende seines Werks, so Thürlemann, nur mehr mit dadaistisch angehauchtem „Revolluzzergeist“ zu reagieren wusste: Warburg zerschneidet einzelne Artikel mit Fotos und Schlagzeilen und kombinierte sie so, dass die Sportnachricht über „Schmeling am Mittwoch wieder in Berlin“ das Foto von Außenminister Stresemann beim Unterzeichnen des Vertrags von Locarno zu kommentieren schien. So kommentierte Warburg seinerseits den Bilderwahn des Zeitgeists. Malraux (1901–1976) schließlich bekräftigte mit dem *hyperimage* ein „imaginäres Museum“, in dem er einen Universalismus über alle kulturellen und historischen Grenzen hinweg propagierte.

Abschließend schlägt Thürlemann den Bogen in die Gegenwartskunst: Die essayistischen Bildbeziehungen von Wolfgang Tillmans weist er als Resultat einer eigenen Grammatik nach. Der Fotograf kombiniert Bilder keineswegs nur in freischwebender Intuition, er stellt sie gezielt aus den Untergruppen seines Œuvres zusammen: „People“, „Still Lives“, „Struktur“, „Photographic/Light“. So eröffnen sich am Ende dieser Abhandlung über das Bild im Plural schlüssige Kontexte sogar noch zwischen dem Kaffee in der Tasse und der Urinstrahl, der sein Ziel, die Toilette, großzügig verfehlt: „Der Sprung in der Haut des abgestandenen Getränks bekommt dadurch, dass er wie eine symmetrische Antwort auf den ‚Strahl‘ wirkt, ein noch stärkeres Eigenleben.“

**GEORG IMDAHL**

## Drang nach Westen

Vor Ludwig Börnes restauriertem Grabmal in Paris

Der Hang nach Westen, der für ihn stets Freiheit bedeutete, machte ihn so ungeduldig, dass die Reise von Kehl nach Paris im Sommer 1830 nach der Juli-Revolution ihm wie ein endlos langer Gang in eine prächtige Wohnung vorkam. Auch am Ziel, wo er dann bis zu seinem Tod 1837 lebte, war Ludwig Börnes Blick oft Seine-abwärts weiter nach Westen gerichtet, wenn er in einem seiner „Briefe aus Paris“ sich etwa wunderte, wie lang der Geschichtsfuss brauchte fürs kurze Wegstück vom Louvre, wo die Könige herrschten, zur heutigen Place de la Concorde, wo sie vom Volk gerichtet wurden.

**Nur eine kleine Gemeinde gedachte des Spöters, der im Schatten Heinrich Heines steht**

Wie durch eine witzige Antwort auf den Witz dieses frühen Feuilletonisten ließ die Geschichte aber Börnes Grabmal auf dem Pariser Friedhof Père-Lachaise, wo er ruht, sich kontinuierlich nach Norden neigen, sodass ein Umkippen drohte. Dank einer Initiative der deutschen Botschaft in Paris ist das Grab nun stabilisiert und der verwitterte, moosüberwachsene Stein restauriert worden. Unter einer Büste des Schriftstellers zeigt das Grabmal ein gegossenes Relief vom damals berühmten Bildhauer David d'Angers, der bei einer Reise

durch Weimar auch eine Goethe-Büste herstellte und im Sterbejahr Börnes das Frontispiz für das Pariser Panthéon schuf.

Auf dem Borne-Grab ist im Relief eine allegorische Freiheit zu sehen, die eine ebenso allegorische „Allemagne“ und eine „France“ einander die Hände reichen lässt, während beidseitig die Waffen ruhen. Die Mahnung sei auch heute noch aktuell, sagte die deutsche Botschafterin bei einer kleinen Einweihungszeremonie vor dem restaurierten Grab, während die Abendsonne über den Père-Lachaise strich und wie aus Anerkennung für Börnes Drang nach Westen genau in der Achse des Grabes unterging.

Es was nur eine kleine Gemeinde aus Franzosen und Deutschen, die da zum Gedenken zusammengefunden hatte. Ludwig Börne ist in Frankreich kaum mehr bekannt und steht im Schatten eines anderen Spöters, Heinrich Heine, der auf dem Friedhof Montmartre liegt. Er sei kein Talent, doch immerhin ein Charakter, bemerkte Heine herablassend über den älteren Kollegen. An Scharfsinn gegenüber der modernen Politik stehe Börne jedenfalls dem berühmteren Heine keineswegs nach, sagte der Pariser Germanist Michael Werner in seiner Ansprache am Grab. Und starke Charaktere sind heute, wo das Regieren in Europa eine Kunst der unverfänglichen Worte geworden ist, vielleicht wertvoller als Talente.

**JOSEPH HANIMANN**

## Am Sonntag hat der Füller frei

Christoph Peters vereint in seinen Schreibheften federleichte Gedankenblitze mit scharfer Beobachtung

Am 2. Juni geschieht es: „Ich schaue auf den Boden. Dort liegt mein Füller. Ohne Kappe. Er muss direkt auf die Federspitze gefallen sein. Sie ist krumm wie ein gebogener Nagel.“ Der Füller ist ein Geschenk der Frau. Ein edles Stück, in England gefertigt. Er muss eingeschrieben werden, muss in einen kratzfreien Fluss von Schrift hineinkommen. Darum geht es. Dieser Notwendigkeit verdanken wir das Buch, das wir in den Händen halten: Ein Jahr lang, von Februar 2006 bis Februar 2007, hat Christoph Peters sich an jedem Werktag an seinen Schreibtisch gesetzt und einen Eintrag verfasst, zunächst jeweils auf ein weißes DIN-A4-Blatt, später in ein Schreibheft, das seine Tochter ihm geschenkt hat. Keiner der Einträge umfasst mehr als eine Druckseite. Den Unfall vom 2. Juni hat die Feder überstanden; sie konnte repariert werden.

„Einschreiben. Aufzeichnen“ ist eine in ihren überraschenden Wendungen und scharfen Gedankenketten flirrend unter-

haltsame Lektüre. Vermeintlich banale Alltagsbeobachtungen, die Abläufe des täglichen Lebens und die sprunghaften Protokollierungen des Zeitgeschehens (Fußballweltmeisterschaft: Sommermärchen; Handballweltmeisterschaft: Wintermärchen) – all das bündelt sich in einem ungeheimen präzisen Beobachtungs- und Reflexionsapparat, in einem assoziativ-sprunghaften Denken, dem es dennoch gelingt, über das Jahr hinweg einen erzählerischen Bogen zu schlagen.

**„Fußball-WM: Sommermärchen, Handball-WM: Wintermärchen“**

Die Form des Tagebuchs und das Medium des Handschriftlichen misamt ihrer mythisch aufgeladenen Aura denkt Peters dabei mit; er nimmt sie ernst und ironisiert sie zugleich immer wieder: Texte wie diese, so schreibt er am 12. Juli, trügen die Gefahr in sich, „als naive Selbstspiegelungsprosa“ aufgenommen zu werden,

„das könne schlimmstenfalls einen Karriereknack nach sich ziehen, der nur schwer wieder auszubügeln sei, befinden die Agentin und der Verleger.“

Peters' Blick auf die Welt gestattet sich in der Tat eine in jeder Hinsicht vorurteilsfreie Naivität; daraus erwächst eine Poetologie, die das Säkulare ebenso umschließt wie das Religiöse, die von einem Augenblick auf den nächsten Philosophisches und Alltägliches miteinander verquickt. Dieser Autor bewegt sich flexibel auf der Zeitschiene; immer wieder kehrt er, der mittlerweile in Berlin lebt, in Gedanken (und in der Realität) zurück an den Niederrhein, in seine Kindheit, und es entstehen dabei wunderbare Miniaturen: Am 8. März beispielsweise geht laut Aushang im Kindergarten der Scharlach um. Am Tag zuvor hat Werder Bremen in Turin aufgrund eines Torwartfehlers mit 1:2 verloren. Zwei Ereignisse, die Peters auf engstem Raum zu einer fieberträumerischen Erinnerungssequenz verbindet, an deren Ende die Er-